«Bestrafung kann das Gegenteil bewirken»

Für die Psychologin Alexandra M. Freund ist Autonomie ein wichtiges kulturelles Gut

Die Sozialhilfe funktioniert heute nicht mehr einfach per Anspruch, sondern setzt auf Anreiz. Braucht der Mensch ein Bonus-Malus-System, um sich sozial zu verhalten?

Nicht notwendigerweise. Die meisten Menschen wollen einen Beitrag zur Gesellschaft leisten, über die Arbeit oder durch freiwillige Tätigkeit. Beides gibt nicht nur Struktur im Alltag, sondern trägt auch zur Sinngebung bei. Soziale Einbindung ist eines der zentralen menschlichen Bedürfnisse. Bleibt es unbefriedigt, kann es zu gravierenden psychischen Folgen kommen. Ein Bonus-Malus-System kann eher nicht dazu beitragen, dass sich eine Person als wertvolles Mitglied einer Gesellschaft sieht.

Kann es sogar kontraproduktiv sein? Belohnungen, insbesondere monetärer Art, können die Bereitschaft zu bestimmten Verhaltensweisen untergraben. Bestrafungen funktionieren ebenfalls nur sehr begrenzt. Will man eine dauerhafte Verhaltensänderung herbeiführen, muss man bei den persönlichen Motiven ansetzen, die durch einen gesellschaftlichen Beitrag befriedigt werden können – etwa Gemeinschaft zu erfahren, Leistung zu erbringen, die Umwelt zu gestalten. Ein Rezept, das für alle greift, gibt es aber nicht.

Man sagt, Drohungen seien ungeeignet und führten bloss zu Trotz.

Ich stimme dem zu. Bestrafungen haben sich in der Forschung als wenig wirksam erwiesen und halten meist nur so lange an, wie die Angst vor der Strafe vorherrscht. Bestrafungen, gerade im Sozialsystem, können eine bestehende Entfremdung von der Gesellschaft verstärken, was dazu führen kann, dass man zu einer solchen Gesellschaft gar keinen Beitrag leisten will. Damit würde man also das Gegenteil dessen bewirken, was man eigentlich anstrebt.

In Winterthur müssen Antragsteller für Sozialhilfe zuerst im Wald arbeiten, um Hilfe zu erhalten. Interessant ist, dass etwa gleich viele Personen das Programm absolvieren wie darauf verzichten – und selber eine Lösung finden.

Über die Gründe kann ich nur spekulieren. Ich nehme an, dass einige das Programm als einen sinnvollen Beitrag und eine gute Beschäftigung auffassen. Andere verzichten vielleicht auf die Sozialhilfe, weil sie sich eine andere Arbeit wünschen, die anregender ist, und kommen finanziell irgendwie durch. Wieder andere bekommen durch die Aussicht auf die Waldarbeit einen «Kick», sich noch stärker um eine bezahlte Arbeit zu bemühen, und haben damit Erfolg.

Kürzlich hat sich ein Betroffener bis ans Bundesgericht dagegen gewehrt, in ein Arbeitsprogramm einzusteigen. Es würde seine Motivation nicht erhöhen, sondern ihn als Aussenseiter brandmarken. Fühlt sich jemand durch die Teilnahme an einem solchen Programm nicht sozial integriert, sondern ausgeschlossen, ist dies aus psychologischer Sicht problematisch. Wenn noch dazu kommt, dass die Tätigkeit nicht den Kompetenzen



«Ein Patentrezept für alle gibt es nicht.»

Alexandra Freund Psychologin

der Person entspricht, kann damit auch die Leistungsmotivation nur schwerlich befriedigt werden. Schliesslich kann die erzwungene Teilnahme an solchen Programmen auch das Gefühl der Autonomie beschneiden, die in unserer Kultur ein wichtiges Bedürfnis ist. Ein solches Programm kann aber für andere Personen sehr wohl eine soziale Einbindung bewirken, sie erleben wieder ihre Leis-

tungsfähigkeit und erhalten eine Grundlage für autonomes Handeln.

Besonders Kinder und Jugendliche sind oft störrisch und unvernünftig.

Die hormonelle, physische und psychische Entwicklung trägt bei Kindern und Jugendlichen sicher dazu bei, ob und wie normkonform und riskant sie sich verhalten. Insbesondere das Jugendalter ist eine Lebensphase, in der man eine Identität durch ein Wechselspiel von Abgrenzung und Gruppenzugehörigkeit entwickelt. Ausserdem kennen Jugendliche ihre Vorlieben, Kompetenzen und Grenzen noch nicht genau und müssen diese austesten. Dieses Austesten ist sehr wichtig für eine positive Entwicklung und einen guten Übergang ins Erwachsenenalter. Ich würde also nicht von «störrisch» und «unvernünftig» sprechen, sondern von «einer wichtigen Phase der Identitätsfindung».

Und was gilt für den erwachsenen Menschen? Er agiert meist vernunftgesteuert nach dem Rational-Choice-Modell aus der Ökonomie – und verhält sich trotzdem teilweise sehr unvernünftig.

Die Forschung ist sich bewusst, dass unser Wissen über die Umwelt und über alle potenziell möglichen Konsequenzen von Ereignissen oder Verhaltensweisen begrenzt ist. Ausserdem ist die Kapazität des Menschen zur Verarbeitung von Informationen begrenzt. Deshalb kann immer nur von einer begrenzten Rationalität gesprochen werden. Es können im besten Fall nur bestimmte Wahrscheinlichkeiten ermittelt werden, und auch diese beziehen sich nie auf alle möglichen Konsequenzen. Daher ist es adaptiv, wenn Menschen Heuristiken – eine Art einfache Daumenregeln – verwenden, die in vielen Fällen zu mindestens genauso guten oder besseren Entscheidungen führen als komplexe Rational-Choice-Modelle.

Ist der Mensch letztlich unberechenbar? Nein. Solche Heuristiken sind gut theoretisch spezifiziert und empirisch untersucht. Unvernunft, wenn man dies so nennen will, ist also durchaus berechenbar. Ebenso kann man Emotionen psychologisch gut untersuchen, und sie sind mit bestimmten Wahrscheinlichkeiten vorhersagbar. Da der Mensch jedoch ebenfalls ein sehr komplexes System ist, das im Austausch mit einer komplexen Umwelt steht, stossen relativ einfache Vorhersagemodelle rasch an ihre Grenzen.

Interview: Beat Grossrieder

Alexandra M. Freund ist Professorin am Lehrstuhl für Angewandte Psychologie: Life-Management des Psychologischen Instituts der Universität Zürich.